

Zitierhinweis

Heinzelmann, Tobias: Rezension über: Baki Tezcan, *The Second Ottoman Empire. Political and Social Transformation in the Early Modern World*, Cambridge: Cambridge Univ. Press, 2010, in: *WerkstattGeschichte*, 2012, 62 (3/2012), S. 126-128, DOI: 10.15463/rec.1189724587



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

teken, Tolteken oder Zapoteken gar nicht erwähnt. Auffällig ist auch, dass einschlägige Literatur mitunter nicht vorkommt: Die Forschungen zur »Türkenfurcht« und »Türkenhoffnung« wurden genauso wenig berücksichtigt, wie wichtige tschechische Studien zu der von Johnson untersuchten Sammlung Erzherzog Ferdinands. Ebenso sind in den Fallstudien mitunter kleine Unstimmigkeiten oder Vernachlässigungen anzutreffen. Die anhand der publizierten Inventare getroffene Behauptung, »Philip II's collection held only a few Muslim treasures [...] [h]e had no Turkish objects identified as diplomatic gifts or trophies from military victories« ist nicht haltbar, wenn auch die archivalischen Quellen zu den in die Sammlung integrierten Beutestücken aus Lepanto berücksichtigt werden. Gar keine Erwähnung finden die häufig anzutreffende Zirkulation arabischer, persischer und osmanischer Handschriften in Soldaten-, Adels-, Mönchs- und Gelehrtenkreisen sowie die frühneuzeitliche Auseinandersetzung mit orientalischen Sprachen. Besonders spärlich sind zudem Johnsons Anmerkungen zur Koranrezeption, die ihre Thesen womöglich differenziert hätten.

Trotz dieser Einwände hat die Autorin ein klar strukturiertes, nachdrücklich argumentierendes, aufwendig recherchiertes und gut lesbares Buch vorgelegt, in dem sie textuelle, bildliche und materielle Quellen, Darstellungen und Artefakte gemeinsam interpretiert. Für die Zukunft dürfte Johnsons Buch – zumindest ist das zu hoffen – der vergleichenden Erforschung der Kulturkontakte zwischen Christen, Muslimen und Indigenen nicht nur Thesen, sondern vor allem wichtige und nachhaltige Impulse geben.

STEFAN HANSS (BERLIN)

■ The Second Ottoman Empire

Baki Tezcan, The Second Ottoman Empire. Political and Social Transformation in the Early Modern World (Cambridge Studies in Islamic Civilization), Cambridge u. a. (Cambridge University Press) 2010, 284 S., 20 Abb., 55,00 £

Zwischen 1617 und 1622 kam es im Osmanischen Reich zur Absetzung von drei Sultanen. Die Ereignisse dieser Jahre stellten in der gesellschaftlichen und politischen Entwicklung des Reiches eine bedeutende Zäsur dar und hinterließen – wie Tezcan im Titel seines Buches postuliert – ein in seiner Struktur gewandeltes »zweites Osmanisches Reich«. Dabei waren die politischen Konstellationen, welche jeweils zur Absetzung führten, sehr unterschiedlich. Tezcan beschränkt sich in seiner Studie allerdings nicht auf eine detaillierte Analyse der Quellen zu den Ereignissen dieser Jahre, er stellt sie auch in einen größeren zeitlichen Kontext. *The Second Ottoman Empire* muss darum generell als Studie zur osmanischen Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts gelesen werden. Tezcan strebt eine neue Periodisierung und über weite Strecken eine Neuinterpretation der osmanischen Geschichte an. Dabei geht es nur am Rande um eine kritische Diskussion des osmanischen »Niedergangs«, welcher – wie Tezcan selbst feststellt – in letzter Zeit bereits von zahlreichen Studien hinterfragt wurde. Tezcan interessiert vielmehr, warum in der Geschichtswissenschaft der Englische Bürgerkrieg und die *Glorious Revolution* so anders als die Folgen von Meutereien und Rebellionen im Osmanischen Reich des 17. Jahrhunderts interpretiert werden: Erstere werden als wichtige Schritte auf dem Weg zu einer konstitutionellen Monarchie gesehen, letztere hingegen als Zeichen von Instabilität, welche zentralstaatliche Reformanstrengungen vereitelten. Diese offene Frage ist Tezcans Ausgangspunkt, wenn er in seiner Studie die Hypothese erörtert, dass im besagten Zeitraum im Osm-

nischen Reich eine »proto-demokratische« Gesellschaft entstand.

Die Einleitung konfrontiert die Leser gleich mit zwei grundsätzlichen Problemen von Tezcans Studie – seinem Umgang mit der Terminologie und seine häufigen komparativen Exkurse:

Tezcans Terminologie – etwa die Verwendung des Begriffs »proto-demokratisch« – irritiert oft. Im Fall der »proto-demokratischen« Entwicklungen verweist er zwar auf zeitgenössische Quellen (beispielsweise Luigi Ferdinando Marsigli, *Stato militare dell'Imperio Ottomanno*, Den Haag/Amsterdam 1732), welche die Staatsform des Osmanischen Reiches mit dem Begriff »Demokratie« assoziieren, er analysiert diese Quellen aber nicht systematisch. Tezcan versteht sein Buch als sozialgeschichtliche, nicht als ideengeschichtliche Studie. Die Terminologie basiert darum trotz der genannten Verweise prinzipiell nicht auf zeitgenössischen sondern auf aktuellen Konzepten. Eine Definition der Termini fehlt aber meist und die Verweise auf Primärquellen verschleiern eher, dass es um Tezcans eigene Konzepte geht. Er verwendet darüber hinaus einzelne Begriffe in einer sehr saloppen Weise, beispielsweise wenn er die politische Dominanz der Großwesire aus der Familie der Köprülü im osmanischen Staat in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts als *autocratic rule* bezeichnet. Belege dafür, dass in irgendeiner Weise von Autokratie gesprochen werden kann, fehlen jedoch.

Tezcan versteht *The Second Ottoman Empire* nicht als komparative Studie; trotzdem wäre zu wünschen gewesen, dass er dort, wo er Vergleiche anbringt, diese ausführlicher erörterte. Tatsächlich kommen diese oft sehr hemdsärmelig daher. So formuliert er unter Verweis auf Colette Guillaumins Studie *Racism, Sexism, Power and Ideology*: »Just as racism in the modern sense arose in a ›democratic‹ society, the subjection of non-Muslims to second class status occurred in conjunction with proto-democratization in the Ottoman Empire.« Diesem Vergleich geht er aber nicht

weiter nach. Den Lesern hilft ein solcher Kurzexkurs nicht wirklich weiter.

Die Stärke von Tezcans Studie liegt in der umfassenden Analyse der sozialen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen, welche sich auf Quellenmaterial und die aktuelle Forschungsliteratur stützt. Über weite Strecken sind es deshalb nicht die spektakulären neuen Thesen, welche Tezcans Werk lesenswert machen, sondern der wichtige Versuch, eine Synthese der bisherigen Forschung vorzulegen. In den sechs Kapiteln seines Buches untersucht Tezcan ausführlich die Interaktionen dreier Gruppen: des Hofes, der Gelehrten (*ulema*) und der Janitscharen (welche ursprünglich eine Elitetruppe waren). Seine zentralen Argumentationsstränge thematisieren die folgenden Entwicklungen: Im 16. Jahrhundert fand eine zunehmende Monetarisierung der osmanischen Wirtschaft statt, wobei die oberste Hierarchie der Gelehrten zu einem wichtigen Akteur auf dem Kapitalmarkt wurde. Eine weitgehende Vereinheitlichung des osmanischen Marktes (beispielsweise durch Angleichung des Gold-Silber-Wechselkurses in den verschiedenen Provinzen) erforderte auch ein einheitliches Rechtssystem, wodurch das Gelehrten-Recht (Scharia) gegenüber dem feudalen Recht (*kanun*) eine immer größer Bedeutung erhielt. Die Charakterisierung der Scharia als islamisches und des *kanun* als säkulares Recht, welche sich in der Forschungsliteratur häufig findet, ist laut Tezcan irreführend. Bei der Inthronisierung von Sultan Mustafa I. im Jahr 1617 wurde schließlich erstmals auch die Thronfolge nach dem Gelehrten-Recht geregelt.

Eine zunehmende wirtschaftliche Bedeutung ist im Untersuchungszeitraum auch bei den Janitscharen festzustellen. Janitscharennetzwerke dominierten schließlich Handwerk und Handel in der Hauptstadt und in weiteren wichtigen Wirtschaftszentren des Reiches. Die klassische Rekrutierungsmethode der Knabenlese wurde nicht mehr praktiziert. Stattdessen wurde die

Zugehörigkeit zu den Janitscharen erblich und daneben gab es auch die Möglichkeit sich in diese gesellschaftliche Gruppe sowie die damit verbundenen Privilegien einzukaufen. Die Meutereien der Janitscharen als Interessenvertretung einer sozialen Gruppe zu deuten ist darum gut nachvollziehbar. Problematisch ist es, wie eingangs festgestellt, dies als eine »proto-demokratische« Entwicklung zu interpretieren. So kann Tezcans nicht einmal Ansätze einer Institutionalisierung von Entscheidungswegen im Rahmen dieser Interessenvertretung belegen. Es stellt sich darum nach der Lektüre von Tezcans Studie die Frage, ob der Begriff des *corporate patrimonialism* – wie ihn die von Tezcan nicht berücksichtigten Werke von Ariel Salzmann, *Tocqueville in the Ottoman Empire* und Karen Barkey, *Empire of Difference* verwenden, die gesellschaftlichen Strukturen nicht besser beschreibt.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Tezcans *Second Ottoman Empire* wegen seiner umfassenden Analyse gesellschaftlicher Entwicklungen für eine Beschäftigung mit der Geschichte des Osmanischen Reiches im 17. und 18. Jahrhundert unverzichtbar sein wird. Tezcans Schlussfolgerungen werden jedoch nicht unwidersprochen bleiben und noch einiger Diskussion bedürfen.

TOBIAS HEINZELMANN (ZÜRICH)

■ Japans Zeitalter der Ausstellungen

Daniel Hedinger, *Im Wettstreit mit dem Westen. Japans Zeitalter der Ausstellungen 1854–1941 (Globalgeschichte 7)*, Frankfurt/New York (Campus) 2011, 426 S., 44 Abb., 45,00 €

Das spannungsreiche Verhältnis zum »Westen« zwischen Kooperation und Konfrontation, Verflechtung und Distinktion ist eines der klassischen Themengebiete der japanischen Geschichte der Neuzeit. Daniel Hedinger fügt diesem mit seiner Studie über Japans Beteiligungen an den Weltausstellungen und über die in die Hunderte

gehenden innerjapanischen Ausstellungen in der Zeit zwischen der gewaltsamen Landesöffnung 1853/1854 und dem Ausbruch des Pazifischen Krieges 1941 ein weiteres Kapitel hinzu. Dabei erschließt er zum einen der deutschsprachigen historischen Japanforschung einen neuen Untersuchungsgegenstand und erweitert zum anderen die bisher auf Europa beziehungsweise Nordamerika fokussierende »westliche« Ausstellungsforschung um eine außereuropäische Perspektive. Hedinger gelingt es hierbei überzeugend, aktuelle Fragestellungen und Ansätze der Globalgeschichte und der neuen Kulturgeschichte für seinen Gegenstand fruchtbar zu machen.

Der Autor zeigt, dass Ausstellungen für Japan ein wichtiges Medium waren, sich selbst in diesem von Kolonialismus und Marktintegration gekennzeichneten Zeitalter des Imperialismus zu verorten. Bereits im Prozess der japanischen Landesöffnung 1853/54 nutzten die US-Amerikaner eine kleine Industrieausstellung in Kanagawa, um die Überlegenheit westlicher Technologie – und das bedeutete vor allem auch militärisch nutzbarer Technologie – zu demonstrieren. Im Gegenzug zielten die politischen Eliten Japans in den folgenden Jahrzehnten mit der Teilnahme an den Weltausstellungen in Paris, Wien, Chicago oder St. Louis darauf, in einen »Wettstreit mit dem Westen« einzutreten. Dabei bezweckten sie zunächst, eine Revision der einseitigen »Ungleichen Verträge« zu forcieren, welche nach 1854 sukzessive als »Handels- und Freundschaftsverträge« dem Inselreich oktroyiert worden waren. Die Forderung nach Revision implizierte hier zugleich immer die Forderung nach Gleichbehandlung. Die Teilnahme an den Weltausstellungen diente in diesem Kontext dazu, die Erfolge der Modernisierungs- und später auch der imperialen Expansionspolitik des jungen Nationalstaates zu inszenieren und zu propagieren. Die zahlreichen innerjapanischen Ausstellungen, die seit 1871 auf nationaler, regionaler und lokaler Ebene